

Philipp Felsch; Diedrich Diederichsen; Hartmut Böhme; Karin Harrasser;
Rembert Hüser; Arnd Wedemeyer

Debatte: Für eine Gattungsgeschichte der Theorie 2016

<https://doi.org/10.25969/mediarep/13964>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Felsch, Philipp; Diederichsen, Diedrich; Böhme, Hartmut; Harrasser, Karin; Hüser, Rembert; Wedemeyer, Arnd: Debatte: Für eine Gattungsgeschichte der Theorie. In: *Zeitschrift für Kulturwissenschaften*. Romantische Klimatologie, Jg. 10 (2016), Nr. 1, S. 119–145. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/13964>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here:

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:6:3-zfk-2016-16487>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Share Alike 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Herbst der Theorie?

Eva Horn

»For every thing there is a season«, so übersetzt die King James Bible *Prediger* 3,1. Ist Theorie auch so ein Ding? Ein Saisonprodukt? In Zeiten, in denen »Theorien« (egal welche) noch umkämpft und im Feuilleton lächerlich gemacht wurden, war ein besonders fader Vorwurf immer der von der »Theorie-Mode«. Modisch und unsolide, aber beliebt waren natürlich »die Franzosen«, als robust und gleichsam für die Ewigkeit geschaffen galten dagegen Hermeneutik, Ideengeschichte und Kritische Theorie. Dass Theorien im Plural einander ablösen, dass es ihnen immer wieder neu darum geht, Alternativen zu vorgefundenen Erkenntnisweisen zu entwerfen – das ist keine Einsicht ihrer jeweiligen Kritiker. Dass aber »Theorie« im Singular, als Denkform oder als Gattung, selbst ihren historischen Höhenflug gehabt hat, der vor etwas über 20 Jahren mit der Systemtheorie langsam sein kühles Ende fand – das ist die These von Philipp Felschs letztes Jahr erschienenem Buch *Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte 1960-1990*. Auch wenn der Sommer der Theorie, länger als der *summer of love* oder der *Kurze Sommer der Anarchie*, demnach immerhin 30 Jahre dauerte, so scheint es klar, dass er hinter uns liegt. Vielleicht lag es an dieser Nostalgie des Titels, vielleicht daran, dass hier die intellektuellen Biographien der meisten über 40-jährigen Geisteswissenschaftler verhandelt wurden, jedenfalls war es letz-

tes Jahr schwer, jemanden zu finden, der das Buch *nicht* kannte. Oder nicht wenigstens eine dezidierte Meinung dazu hatte. Theorie als Lebensstil, als Existenzweise, wenn nicht gar als Droge: Das ist die Geschichte, die Felsch anhand des Merve-Verlags und seiner ProtagonistInnen erzählt. Diese Existenzweise hat ihre Zeit und ihren Ort: West-Berlin hinter der Mauer. Aber gerade weil Felsch Theorien eben nicht als Erkenntnisssysteme, sondern als Format und Gebrauchsartikel betrachtet, nimmt er ihr wie ihren NutzerInnen ein wenig den Glamour der damaligen Erleuchtungen. Natürlich liegt es da auf der Hand zu sagen: Es war alles ganz anders. Dies und das hätte hinein gehört. Theorie sei insgesamt unterschätzt. »Etwas mehr Inhalt« hätte sich Uwe-Justus Wenzel in der *NZZ* gewünscht, »Theoriegeschichte als Kneipengeschichte« attestiert Erhard Schütz im *Freitag*. Die eigentlich dringliche Frage, die Felschs Buch aufwirft, erscheint aber nicht die nach der Tragweite seiner »Ideenreportage«. Vielmehr ist es die nach der Gegenwartsdiagnose, die sein Rückblick implizit stellt: Ist Theorie zum Uni-Lehrstoff verschult worden oder gar in die Kunsthochschulen und Museumsshops abgewandert? Wer macht eigentlich noch Theorie? Und wer liest sie? Wenn sie keine Existenzform mehr ist, was ist sie dann? Sind wir im Herbst der Theorie?

Für eine Gattungsgeschichte der Theorie

Philipp Felsch

Die Geister, die er gerufen hatte, suchten im Herbst 1968 auch den Suhrkamp Verlag heim. Die versammelten Lektoren übergaben dem Verleger Siegfried Unseld ein Papier, das ihm seine verlegerische Entscheidungsgewalt entzog und ihnen gleiche Mitspracherechte einräumte. Den Gerüchten nach zu urteilen, sollte das nur der erste Schritt auf dem Weg zur Enteignung der literarischen Produktionsmittel sein. Unseld, der sich nicht nur persönlich gekränkt fühlte, sondern sein unternehmerisches Lebenswerk gefährdet sah, suchte Beistand bei seinen Autoren, von denen er schon deshalb Rückendeckung erwarten durfte, weil ihnen in der neuen Verlagsverfassung keine irgendwie maßgebliche Rolle zugedacht war. Martin Walser hielt die Initiative für lächerlich. Der polnische Lyriker Zbigniew Herbert tat die Lektoren als frustrierte Intellektuelle ab, die ihren Chef um dessen schnelles Auto beneideten. Auf der Suche nach härteren Argumenten rief Unseld auch Theodor W. Adorno an und bat ihn um seine Einschätzung der Lage. Die Forderungen der Lektoren seien als Rückfall in einen primitiven Syndikalismus anzusehen, lautete Adornos Antwort, von dem schon Marx gewusst habe, dass er die klassenlose Gesellschaft an die Anarchie verriet. »Im Sinne von Marxens Theorie im Kapital«, berichtet Unseld weiter, »sind Autoren (als Lieferanten) und der Verleger, dem das Kapital gehöre, Produktivkräfte, die Lektoren seien ›dritte Personen‹. Als ich Adorno fragte, was dies heiÙe, entgegnete er mir, ›dritte Personen‹ seien bei Marx Parasiten wie Zuhälter und Dirnen«

(Unseld 2010: 24f.). Vier Tage später, als Unseld in der Konfrontation mit den Insurgenten vergleichbare Argumente vortrug, streckten sie ohne große Gegenwehr die Waffen. Ein Teil reichte seine Kündigung ein. Der Rest erklärte sich bereit, weiter für den kapitalistischen Suhrkamp Verlag zu arbeiten.

Die Episode, die Unseld in seiner *Chronik* überliefert, scheint in eine ferne Vergangenheit zu gehören. Es ist heute ebenso undenkbar, dass Angestellte ein Unternehmen sozialisieren wollen, wie dass ihr Chef sie mit Theorie zum Einlenken zwingt. »Theorie ist etwas, was man nicht sieht«, schreibt Hans Blumenberg am Anfang seines Buches *Das Lachen der Thrakerin*, das im Untertitel als *Urgeschichte der Theorie* ausgewiesen ist. Was folgt, ist der Versuch, dem Unsichtbaren dennoch eine Sichtbarkeit abzugewinnen. Im Gang durch die Jahrhunderte führt der Autor vor, wie das »exotische Verhalten« der Theoretiker deren Beobachter immer wieder belustigt hatte (Blumenberg 1987: 9). Zwar setzt er seine Untersuchung bis zur Forschungsgruppe »Poetik und Hermeneutik« fort. Das Ereignis, das der eingangs geschilderten Auseinandersetzung bei Suhrkamp zugrunde lag, kommt jedoch nicht zur Sprache. Dabei wäre Blumenbergs aufs Äußere zielende Theoriearchäologie gerade in Bezug auf die 60er und 70er Jahre besonders fruchtbar gewesen. Das Begriffsfeld mutierte in dieser Zeit. Durch Verlust von Artikel und spezifizierenden Attributen verwandelte sich »Theorie« in einen Kollektivsingular, der wahlweise in Opposition zu Philosophie,

Wissenschaft und Literatur geriet. Das neue Genre war eine strikte Absage an den *common sense*, wie man nahezu in jedem Text von Adorno nachlesen kann. Daher hat es in England, selbst unter englischen Marxisten, kaum je richtig Fuß gefasst. Es spricht viel dafür, Theorie dem hohen Stil der Nachkriegsmoderne zuzuordnen, der – Clement Greenberg zufolge – programmatisch schwierig war. Von den Philologien bis zur Geschichte zerfielen die Geisteswissenschaften in verfeindete Fraktionen. Während die einen ›Theorie machten‹, wie man jetzt neuerdings sagte, hielten die anderen das für den fachlichen Untergang. Als »theoretische Praxis« vereinigte sich Theorie auf nicht immer leicht zu durchschauende Weise mit ihrem antiken Gegensatz, der »Praxis«, und wurde für ihre Anhänger zum *sine qua non* jedweder intellektuellen oder politischen Operation. Selbst die RAF, die die Konkurrenz von der Bewegung 2. Juni auch deshalb charismatisch überstrahlte, weil sie theoretisch versierter war, verwandte in ihren Manifesten viel Energie darauf, ihren Aktionen eine »revolutionäre Theorie« zu unterlegen.

Um diesem Theorie-Enthusiasmus historiographisch gerecht zu werden, ist es erforderlich, die Ebene der Schulen und Paradigmata zu verlassen und Theorie – aus der Vogelperspektive – als Gattung anzuschauen. Wie wir dank der einschlägigen philologischen Forschung wissen, sind Gattungen in ganz entscheidender Hinsicht ein Rezeptionsphänomen (vgl. Voßkamp 1977: 27-44). Im Fall der Theorie scheint diese Erkenntnis besonders triftig. Denn ob ein Text in den Kanon der Gegenphilosophie aufgenommen wurde, darüber entschieden Verleger wie Siegfried Unseld und Leser, für die der Umgang mit den neuen Theorie-Taschenbüchern oft nicht weniger als eine Lebensform war. Mein Buch unternimmt den Versuch, diese Lebensform in einem Westberliner Mikrokosmos zu rekonstruieren. Dazu nimmt es eine Haltung ein, die man in loser Anlehnung

an Franco Moretti als »*distant reading*« bezeichnen könnte. Freilich beruht die Distanz hier nicht auf Quantifizierung (obwohl Morettis statistische Philologie für die Theoriekultur seit den 60er Jahren interessante Aufschlüsse ergeben könnte), sondern auf einer ethnographischen Verfremdung, die sich bemüht, das vertraute Vorverständnis ihres Gegenstands zu suspendieren. Die Kritik, die verschiedentlich geäußert wurde, das Buch sei zu weit von der Theorie entfernt, scheint mir insofern ins Leere zu laufen, denn genau dieser Abstand ist sein eigentliches Anliegen. Beim Schreiben war der Gedanke leitend, die verschiedenen Theorien so weit – aber eben nicht weiter – auch inhaltlich zu Wort kommen zu lassen, wie es erforderlich war, um ihre jeweilige Gebrauchsweise zu verstehen. Die meisten Theorien – wie etwa die Texte von Hans-Jürgen Krahl oder ein Buch wie der *Anti-Ödipus* zeigen – brachten nämlich ihre eigenen Leseanweisungen mit.

Was mehr Raum verdient hätte, ist die Tatsache, dass Theorie nicht erst in den 60er Jahren zum Leitmedium zumal der deutschen Intellektuellen wurde. Hier wäre eine historische Horizonterweiterung angebracht. Schon die Junghegelianer verstanden sich als politische Akteure, die innerhalb des Spannungsfeldes – und des Dilemmas – von Theorie und Praxis operierten. Diesbezügliche Zeitungsartikel von Moses Hess oder Bruno Bauer könnten teilweise bis in die Wortwahl hinein in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts verfasst worden sein. Es ist behauptet worden, die Junghegelianer hätten innerhalb einer guten Dekade das komplette Drama der europäischen Intelligenz aufgeführt (Schmitt 1950: 81). Das scheint mir dennoch übertrieben. Nicht alle modernen Intellektuellen – und nicht alle Formen von Kritik – haben sich durch ihren theoretischen Aufwand legitimiert. Für Émile Zola zum Beispiel, der der *Parti des Intellectuels* die Programmschrift lieferte, reichte die Entrüstung des gesunden republikanischen Menschenverstandes vollkommen aus.

Genau wie ihre Erben, die Neue Linke, hatten auch die Junghegelianer ein hoch problematisches Verhältnis zur Universität. Arnold Ruge und Ludwig Feuerbach verloren aufgrund ihrer theologischen und politischen Ansichten ihre Mittelbaustellen. Karl Marx wurde die Habilitation versagt. Hier wird ein weiteres Charakteristikum der Gattung deutlich: Theorie war immer auch eine Sezessionsbewegung – zumindest mit einem Bein – aus der Institution heraus. Über dieses Kriterium lässt sie sich – mal besser und mal schlechter – von der Philosophie abgrenzen, die als akademische Disziplin zwar ihre Heimat, aber ebenso auch ihren Gegenstand abgab. Adorno situierte sein eigenes Denken in striktem Gegensatz zum »Jargon der Eigentlichkeit«. Karl Heinz Bohrer erinnerte 1968 daran, dass es sich bei den Anführern der rebellierenden Studenten um angehende Wissenschaftler handelte, deren Protest vor allem anderen ihren eigenen Fächern galt. Ihre historische Funktion sei daher im Wesentlichen »wissenschaftsgeschichtlich« zu begreifen: Mit ihrem radikalen Gestus gaben sie den akademischen Reformern »Feuerschutz« (Bohrer 1968: 42).

Die Geistesgeschichte des Antiakademismus wäre einer eigenen Untersuchung wert. Es darf bezweifelt werden, dass von der Theorie gegenwärtig noch ein irgendwie relevanter Druck auf die Universität ausgeht. Dazu haben sich die Geisteswissenschaften die gefährlichen Gedanken des 20. Jahrhunderts viel zu erfolgreich anverwandelt: Von der Frankfurter Schule bis zum Jargon der Postmoderne existieren sie in friedlicher akademischer Koexistenz. Bedeutet das, dass die Theorie am Ende ist? Eine Reihe von Kritikern hat meinem Buch vorgeworfen, die Rede vom »Sommer« impliziere, dass wir uns heute im Herbst – oder gar im Winter – der Theorie befänden. Félix Guattari gab diese Diagnose schon für die 80er Jahre aus (vgl. Guattari 2009). Ohne den Eindruck, dass eine bestimmte Form des Theoriebezugs in den letzten Jahren vom

kommunikativen ins kulturelle Gedächtnis übergegangen ist, wie man mit Halbwegs sagen könnte, hätte meine Geschichte des Merve Verlags in der Tat nicht geschrieben werden können. Die Eule der Minerva beginnt in der Dämmerung ihren Flug. Hegels Metapher macht hier insofern Sinn, als man die Frage nach dem Ende der Theorie sinnvollerweise nur mit Hegel stellen kann. Sie hat kein physisches Verschwinden, sondern den Verlust eines Wahrheitsprivilegs im Auge. Egal wie viel Theorie auch fürderhin getrieben wird: Ihr Vorrang über Wissenschaft oder Kunst oder Literatur ist heute über keinen Zweifel mehr erhaben. Bisweilen hat man den Eindruck: im Gegenteil. Daher haben die *humanities* an US-amerikanischen Universitäten Schwierigkeiten, gute *graduate students* zu rekrutieren. Den Glanz, den das Paradigma der Dekonstruktion in den 90er Jahren hatte, besitzt es längst nicht mehr. Und daher würde ein Unternehmer in Siegfried Unseld eingangs geschilderter Situation heute nicht mehr mit Adorno, sondern mit seinem Anwalt telefonieren.

Dass Kritik die Macht besitze, die gesellschaftliche Ordnung in die Krise zu stürzen: Diese These von Reinhart Koselleck aus den 50er Jahren käme gegenwärtig wohl niemandem in den Sinn (vgl. Hirschi 2015). Koselleck führte diese Macht auf die Geburt der modernen Geschichtsphilosophie zurück, die denen, die in ihrem Namen sprachen, den Nimbus verschaffte, im Bund mit dem historischen Prozess selbst zu sein. Vielleicht kann die Erinnerung an diese Ausgangskonstellation dabei helfen, die Lage der Theorie in der Gegenwart besser einzuschätzen. Es spricht viel dafür, dass sie in ihrer großen Zeit vor und nach '68 mit irgendeiner Art von Geschichtsphilosophie – oder deren emphatischer Ablehnung – identisch war. Es ist symptomatisch, dass der *spiritus rector* der Merve-Kultur der Religionsphilosoph Jacob Taubes war, der im Sommer 1967 sowohl Herbert Marcuse als auch Alexandre

Kojève an die Freie Universität einlud. Vom revolutionären Chiasmus bis zum ernüchterten Posthistoire wurden in Taubes' Umfeld sämtliche Varianten des eschatologischen Denkens durchgespielt – bevor sie aus Frankreich unter Beschuss gerieten. Allerdings blieben auch die Renegaten des Marxismus den großen Erzählungen verpflichtet, bestand ihre wichtigste Mission doch in deren Ausmusterung. Wie gehen wir heute mit diesem Erbe um? Den Tod der dialektischen Vernunft zu melden – dieser Gestus hat sich nach 40 Jahren seinerseits erschöpft. Zum teleologischen Optimismus scheint trotzdem kein Weg zurückzuführen. Daher erweist sich unter den großen Theoriearchitekturen vor allem die Systemtheorie als resistent. Voller Nüchternheit und voller Staunen analysiert sie, was an sozialer Komplexität in funktional differenzierten Gesellschaften möglich ist. Das richtige Leben lässt sich mit ihrem Instrumentarium allerdings nicht antizipieren. Vielleicht war in den letzten Jahren deshalb wieder vermehrt von Marx und dann von Hegel die Rede. Es sieht so aus, als würde der Denkweg der Achtundsechziger noch einmal abgeschritten. Das aktualisiert die Diagnose vom Posthistoire.

Will man dem jüngst verstorbenen Odo Marquard folgen, dann fungiert Ästhetik in der Moderne als Surrogat der Geschichtsphilosophie. Kant habe das mit seiner *Kritik der Urteilskraft* als Möglichkeit eröffnet. Die Romantiker hätten diese Möglichkeit erstmalig ausgeschöpft (vgl. Marquard

1962). Mit Marquards These lässt sich eine Linie der Theorieentwicklung im sogenannten Nachkrieg zeichnen: Die Entsorgung der »schweren Zeichen« (Baudrillard) der Geschichtsphilosophie, die nach dem Schwinden der revolutionären Endzeiterwartung einsetzte, nahm die Züge einer Ästhetisierung an. Auf die Aufklärung der 60er Jahre folgte in den 80ern eine intellektuelle Romantik, die in manchen Theoriemilieus bis heute reicht. Kein Unternehmen ist besser als Merve geeignet, um zu zeigen, dass die Theorie in der frühen Kohl-Ära ihren Fluchtpunkt – nicht nur in inhaltlicher Hinsicht – in den schönen Künsten fand. In der dekonstruktivistischen Variante amerikanischer *literature departments* durfte sie die Grenze zur Literatur überschreiten. Bei Merve (oder bei Sylvère Lotringers *Sémiotext(e)*), so die These meines Buches, spielte die Bildende Kunst einen analogen Part. Friedrich Schlegels Projekt einer »progressiven Universalpoesie« vergleichbar kann ein breites Spektrum der Theorieproduktion seither als Versuch verstanden werden, das Denken in Kunst zu verwandeln. Zumindest dort, wo es sich nicht dazu verstehen möchte, von rein innerakademischer Relevanz zu sein. Als unvorhersehbarer Riss im historischen Kontinuum lebt die Revolution als ästhetische Vorstellung fort. Solche Vorstellungen müssen sich immer die Frage gefallen lassen, ob sie die Rolle eines Instruments oder eines Ersatzes für politische Veränderung spielen. Auch der Theorie bleibt diese Frage heute nicht erspart.

Es ist spät geworden

Diedrich Diederichsen

Von einem Theoriezeitalter zu sprechen, finde ich plausibel. Es fängt allerdings für mich erst mit Merve richtig an; nämlich in dem Moment, wo sich die Theorie nicht mehr auf eine Orthodoxie bezieht, eine Hauptströmung, von der sie sich absetzt oder die sie variiert, sondern stattdessen in verschiedener Hinsicht autonom wird. Der Adorno, den Herr Unseld in arbeitsrechtlichen Fragen zurate zieht, bezieht sich ja auf eine (marxistische) Orthodoxie, von der der kritische Theoretiker sich andernorts ebenso oft absetzt. Die aber war die Philosophie, die gegen ihren Anspruch nicht verwirklicht werden konnte, auch weil sie schon vor den postfordistischen Verhältnissen keinen zeitgenössischen kritischen Begriff für die zunehmend wichtigere immaterielle Produktion hatte – außer den ausschließenden, diskreditierenden des Parasiten. Die folgende Merve-Generation, könnte man sagen, setzte sich doch immer noch von der kritischen Orthodoxie und dem akademischen Wissenschaftsbetrieb ab – aber das gilt nur teilweise. Man liest sie ja nicht mehr, weil man bestimmte berufliche oder akademische Interessen hat, man liest sie euphorisch, um das eigene Leben zu verbessern oder besser zu verstehen. Dieses bessere Verständnis ist kein therapeutisches, sondern eines der »Steigerung«, wie es bei Lyotard mit Nietzsche heißt. Es war ein Kick, allerdings lief er über intellektuell infizierte Nervenbahnen.

Ein Kriterium wäre: Buchtitel, aus denen sich nicht mehr ablesen lässt, welcher Wissenschaftsdisziplin sie zuzuordnen wären. Das gilt in der Regel

weniger für die französischen Originale (*Grammatologie, Anti-Ödipus*), wohl aber für die *compilations* bei Merve (*Intensitäten, Das Schillern der Revolte*). Deleuze gibt noch damit an, dass er Kant per Ausübung sexueller Gewalt produktiv machen möchte. Für die LeserInnen der 80er Jahre war das sehr amüsant, aber sie hatten keine Rechnungen mit Kant offen, sie mochten nur das antiakademisch Versaute. Diese Bücher waren dazu da, politische Orientierung zu ersetzen, nicht Wissenschaft. Politische Orientierung tatsächlich in dem Sinne, dass es viele Leute gab, die nicht aus politischen Gründen ›politisch‹ waren, sondern weil sie gelernt hatten, ›politisch‹ zu leben – etwas, das man als sinnvoll und aufregend zugleich erleben konnte. Die alten kritischen Theorien, die ihnen dabei zunächst geholfen hatten, hatten sich aber nun als gar nicht das erwiesen, was man in ihnen gesehen hatte: Wege zu Lebenssteigerungen. Sie waren stattdessen tatsächlich noch auf das Rechthaben auf einer wohl geordneten akademischen Bühne aus, nicht auf den *Dschungel* der Straße und des Nachtlebens.

Oft ist daraufhingewiesen worden, die Mervetexte hätten sich gewissermaßen in einer Äquidistanz zwischen Poesie und Wissenschaft befunden. Aber da hat der politische, im Laufe der Zeit unbrauchbar gewordene Text des studentisch wiederentdeckten Arbeiterklassenmarxismus auch gesteckt. Es geht eher um das verwaiste Bedürfnis, das erst dieser und dann der Mervetext befriedigt hatte. Eine Orientierung, die das nominell anarchistische Selbstver-

ständnis nicht beleidigte, und dennoch sich auf eine undurchsichtige Gegenwart bezog und nicht, wie die herkömmliche Poesie, auf Sprache und Empfindungen – dafür eben auf Geräusche, Geschwindigkeit, überraschende Verbindungen, Sexualität und Drogen. Aber schon das vorangegangene Bedürfnis nach dem politischen Text hatte vor allem mit einer neuen Lage einer erweiterten Mittelklasse zu tun, einer sehr dynamischen Lage: sehr viel mehr Mitbewerber um noch nicht wirklich knappe, aber knapper werdende Berufe und Lebensformen, bei denen man (auch) mit Sinn bezahlt wurde.

Die Revolte war natürlich ein Code für Ich-mach-die-Revolution-nach-meinem-eigenen-Gusto. Aber niemand wollte ganz allein bleiben. »Bitte nicht nach Hause schicken« (Merve-Autor Kippenberger). Deswegen musste das, was man nun alleine machen wollte, weiter wenigstens so ähnlich heißen wie Revolution, nämlich Revolte. Ich würde ja behaupten, dass diese Kategorie in den Gebrauch bei Merve (»Das Schillern der...«) und Matthes & Seitz (immer eine Nummer solipsistischer: »Ich gestatte mir die...«) von dem Interview kommt, das Jean Genet Hubert Fichte gegeben hat, in dem jener die Grenze seines politischen Engagements definiert.¹ Die Wahrheit, dass ein Regime, das die Revolte erlaubt, indem es bekämpfenswert bleibt (und was Genet nicht sagt: die Revolte zulässt und nicht brutal erstickt, ja vielleicht: zur Verwertung freigibt), für ein politisiertes Leben angenehmer ist, als der Einsatz im antiindividualistischen Einklang mit diesem Regime, dämmert damals vielen, die zwar individuell, aber nicht allein sein wollten. Merve bietet in den Jahren 1977 bis Mitte der 1980er viele Motive an, mit denen man das vielleicht schaffen könnte (Minderheiten vernetzen, Dilettant und Dilletant werden, minoritär werden, intensiv leben etc.). Doch war die Wirklichkeit, mit der man in früheren Jahrzehnten zu tun hatte, dichter, massiver und extremer gewesen – die interne Schönheit poetisch-po-

litischer Welten war von deren integraler Schroffheit nicht ganz unabhängig. Mit den Intensitäten blieb man allein – nicht nur in seiner Klasse.

Eine Theorie, die aus diesem ganz poetischen Solipsismus, der sich in den skeletthaft erhaltenen Strukturen des Politisch-Seins und seines existenzialistischen Quellcodes nun eingemistet hatte, ohne von dieser Verpuppung zu wissen, hinauswollte, zu einem Ersatz für die Wirklichkeit, war also auf der Suche nach anderen externen Systemen. Es wurden einige ausprobiert: Theater, neue Musik, Ökologie (Leggewie); dass es dann die Bildende Kunst wurde, schlägt Philipp Felsch auch der Entwicklung einer Kunstszene in Berlin während der 80er Jahre zu. Aber eigentlich hat es die noch lange nicht gegeben: Die Berührungspunkte zwischen Merve und Bildender Kunst sind erstmal sehr lange komplett zufällig, dilettantisch und berühren sich wenig mit dem, was in den 80er Jahren tatsächlich in Köln, New York und Basel passierte: Kippenberger, Minus Delta t, Harald Szeemann – das waren starke Persönlichkeiten, begnadete Performer, aber sie standen nicht für diesen sehr viel größeren und neuartigen (ökonomischen) Zusammenhang, der sich nun herausbildete. Es war eher dieser ökonomische Erfolg und Aufstieg des Milieus der Bildenden Kunst, der dafür sorgte, seitens der Rezeption, dass Merve und seine AutorInnen plötzlich eine ganz andere Leserschaft jenseits von Dahlemer Dissidenten, Kreuzberger Spontis und Schöneberger *Dschungel*-Publikum gefunden haben.

Bildende Kunst übernahm aus dem funktionsdifferenzierten Geistesleben der Republik in den letzten drei Jahrzehnten eine Funktion nach der anderen: Früher selbstständige Bereiche wie Experimentalfilm, einst öffentlich-rechtlich unterstützt, finden nur noch im privatfinanzierten Kunstbetrieb statt. Dem nicht vor der siegreichen analytischen Philosophie und der Systemtheorie zu Kreuze gekrochenen Teil der Philosophie und damit auch

der Theorie, um die es hier geht, ging es ähnlich. Egal ob poetisch-philosophische Texte oder Bilder – verkaufen und mit ihnen reüssieren konnte man am Ende des 20. Jahrhunderts nur noch im System der Bildenden Kunst. Wer in diesem Bereich produziert und rezipiert, ist einer ganz anderen Ökonomie ausgesetzt als jene streikenden Suhrkamp-Lektoren, deren Erzeugnisse, auch die alleranspruchsvollsten und abseitigsten, satt im fünfstelligen Auflagenbereich lagen. Dass diese neue institutionelle Realität (Kunstbetrieb) aber nur gewissermaßen auf dem Kopf stehend von ihren Ideen her verstanden wurde, führte dann durchaus zu Verkennungen. Die Inhalte der (postmodernen) Bildenden Kunst waren vertraut und deswegen wurde man dort gelesen, ihre Basis – und hier rächt sich der Versuch, die linke und humanistische Vergangenheit hinter sich lassen zu wollen, ohne für einen Ersatz ihres materialistischen Wissen gesorgt zu haben – blieb unbeschrieben, unbeobachtet und wurde auch nicht kritisiert. Kein Wunder, dass die »Simulation« und das »Simulakrum« in den 1980ern Konjunktur hatten.

Deswegen beerbte dann ein anderes Programm die Theoriedekade schon in den frühen 90ern: ein bis heute anwachsender Strom neo-kritischer und selbstreflexiver Theorien, die vom Poststrukturalismus und den Merve-Autoren durchaus inspiriert, sich erneut an politischen Gegenständen orientierten: postkoloniale, feministische, queere Theorien und ihre Intersektionen. Diese Theorien waren meistens irgendwo auf der Welt auf Englisch, seltener auf Spanisch, Deutsch oder Französisch geschrieben worden: Das Erbe der (britischen) *Cultural Studies*, einer anderen kritischen Theorie

mithin, war der oft schon ziemlich entfernte Ausgangspunkt. Auch hier war die Gefahr nicht aus der Welt, dass gebildete Mittelklassekinder sich existenzialistisch und verkappt autobiographisch die »wissenschaftlichen« »Poeme« schrieben, mithilfe derer sie sich zugleich eine moralisch-politisch gute und eine abenteuerlich-individualistische Position der Revolte erobern können – sonst wäre es auch keine Theorie im hier diskutierten Sinne. Aber sie hat so etwas wie einen, wenn auch wackligen Kompromiss zwischen dem kritischen und dem abenteuerlichen Herz im Begriff der Intersektionalität avisiert.

Die neuste Stimmung im Land der Theorie versucht indes sich wieder ganz auf die Seite des Abenteuers zu schlagen: Ihre Stichworte lauten »Überstürzung« und »Akzeleration« und sind rundum von einer Semantik der Langeweile, der Ungeduld und des Überdrusses geprägt, der auf »Kritik« und »kritische Theorie« einprügelt, als sei es zum dritten oder vierten Mal 1978. Das ist aber dann schon längst der Februar der Theorie.

.....

1 »Denn wenn ich ehrlich bin, liegt mir garnicht daran, daß eine Revolution stattfindet. Die aktuelle Situation, die augenblicklichen Regime erlauben mir die Revolte. Aber die Revolution würde mir wahrscheinlich keine individuelle Revolte gestatten. Ich kann dagegen sein. Aber wenn es sich um eine wirkliche Revolution handeln würde, könnte ich nicht dagegen sein. Ich würde ein Anhänger werden und ein Mann wie ich ist kein Anhänger von irgend was, er ist ein Mann der Revolte« (Fichte/Genet 1981: 47).

Theorie als Lebensform und polemogener Effekt

Hartmut Böhme

Das Buch von Philipp Felsch ist wunderbar leicht geschrieben. Und es ist informationshaltiger als die allzu narzisstischen Erinnerungen von Ulrich Raulff und Hans Magnus Enzensberger, die wahrlich schon Besseres geschrieben haben als ihre Bücher über die 60er und 70er Jahre. Lieber als diese beiden liest man auch Helmut Lethens *Suche nach dem Handorakel*. Woran liegt das? Welche Art von Geschichtsschreibung ist es bei Felsch, wenn es nicht Memorialliteratur, sondern eine Darstellung aus der Perspektive des Nachgeborenen und der bewussten »ethnographischen Verfremdung« ist?

Wenn Felsch angesichts politischer und diskursiver Kämpfe zwischen 1960 und 1990 die Frage nach der Gattung der »Theorie« stellt, dann ist diese Frage auch an seinen Text selbst zu richten. Das Buch ist kein Werk der Geschichtswissenschaft, keine Diskursanalyse à la Foucault, keine Wissens(schafts)geschichte, keine soziologische Feldstudie des intellektuellen-Milieus in West-Berlin à la Bourdieu, keine politologische Analyse der Studentenbewegung; kein historischer Roman, keine Abrechnung mit einer Revolte, aber auch keine Affirmation dieser für den Anschluss der BRD an die Moderne so wichtigen Bewegung. Aber was dann?

Eine Textform, die zu den Gattungen im Verhältnis der Negation steht, kann man einen Essay nennen. Jedenfalls bedient sich Felsch essayistischer Formen, indem er ebenso literarische wie historiographische, darstellende wie analytische und nicht zuletzt auch milde ironische Strategien einsetzt.

»Essay« stammt vom »Wägen«, von der Kostprobe und dem Versuch. Daraus entwickelten Francis Bacon und Michel de Montaigne Unternehmen eigener Art, die ungekannte Freiheiten erprobten und gewiss mehr ein Produkt der Urteilskraft waren als des Verstandes. Robert Musils Roman *Mann ohne Eigenschaften* wurde als Groß-Essay angelegt, der eine eigene Theorie des Essayismus enthält, die Adorno, als er seine Studie zum Essay schrieb, so wenig vor Augen stand wie ähnliche Versuche bei Hermann Broch.

Ohne das Buch von Felsch mit dieser Tradition zu belasten, kann man doch sagen: Sein Buch, das sich selbst große Lizenzen erteilt und dem eine Art Synkretismus der Darstellungsweisen gelingt, ist am ehesten als historiographischer Essay zu bezeichnen: eine multiperspektivisch erzählende Erkundung eines noch nicht konturierten Gegenstandes, nämlich der ›Theorie‹ als intellektuelle Form der politischen Bewegung der 60er bis 80er Jahre. Eine solcherart explorative Prosa ist heute überall dort zu finden, wo es um ein Erproben von Ideen oder die Vermessung eines unbekanntes Feldes geht. Dies trifft besonders für die Kulturwissenschaft zu, die wie keine andere Disziplin literarischen Schreibweisen Raum gibt und zugleich dicht am Material arbeitet.

Felsch will nicht nur die Funktionen der ›Theorie‹ im Unterschied zur akademischen Philosophie, sondern ihre Legierung mit Lebensformen herausfinden, mit politischem Kampf, mit Formen der Sozialität, ja mit Leidenschaften und Intensitäten wie

schließlich auch mit Rückzug und Privatheit (vgl. Bopp 1984). Eine solche Untersuchung nimmt das seit den Saint-Simonisten und Links-Hegelianern, im Marxismus sowieso heiße Problem des Verhältnisses von Theorie und Praxis auf. Dabei wurde »Theorie« mit politischer Ökonomie kurzgeschlossen und »Praxis« mit politischem Kampf. »Theorie als Lebensform« meint bei Felsch indes mehr. Er bezieht Alltag und Beziehungen, Genderverhältnisse, Wohnen, aber auch Lesen und Diskutieren, Pop, Musik, Drogen, Kneipenszene und Nachtleben, sogar Konsum mit ein. Darum werden z.B. Baudrillard, Deleuze/Guattari, aber auch die Habermas-Luhmann-Debatte mit der Schöneberger und Kreuzberger Kneipenszene, mit der *Paris Bar*, dem *Dschungel* und mit Martin Kippenbergers Kneipe verbunden. Oder Fragen des Klassenkampfes werden von Felsch zwar am Diskurs demonstriert, aber auch an der Reisebewegung der Linken ins gelobte Land des politischen Kampfes: Italien. Natürlich werden Peter Gente und Heidi Paris in biographischen Erzählungen ebenso dargestellt wie als Akteure im Netzwerk der Westberliner Linken und der akademischen Intellektuellen wie Jacob Taubes. Sie werden gezeichnet als Verleger und Reisende zwischen Berlin und Paris, dem Kraftwerk der theoretischen Inspirationen. Nur nebenher werden die jeweiligen Theorie-Figuren hinsichtlich ihres Funktionierens im politischen Biotop West-Berlins entwickelt. Philosophie konnte und kann man in professioneller Distanz betreiben. »Theorie« aber dringt in Lebenspraktiken ein, verbreitet sich überall im Raum, in den Habitus, in Liebesbeziehungen, in Kneipen, in WGs, in Arbeit und Freizeit – bis Theorie und Praxis nicht mehr unterscheidbar waren.

Dabei geht es auch um topographische Ordnungen: die intellektuelle und politische Landschaft West-Berlins zwischen Dahlem und Kreuzberg, Vektoren nach Frankfurt (»Suhrkamp-Kultur«,

SDS), der Reiseverkehr Berlin-Paris (Wallfahrten zu den *rive gauche*-Denkern) und nach Italien; oder der transkontinentale Kongress-Tourismus der exquisiten Serie *Logik und Leidenschaft* von Kamper/Wulf. Es sind Orte und Bewegungslinien in der politischen und theoretischen Karte des Buches. Hier mag man manches vermissen: Heidelberg und Freiburg, sogar Hannover (Peter Brückner u.a.), Bremen, Freiburg, Düsseldorf, Bochum, Bielefeld. Denn West-Berlin war nicht Paris, keine Metropole und Zentrale der Theorie. Sondern die Republik war ein föderales Gebilde aus Provinzen.

Und was für Provinzen! Es ist heute kaum mehr vorstellbar, wie grau, piefig und rückständig Deutschland war. Erst wenn man dies realisiert, begreift man, dass die von Felsch angesprochene »Theorie« einen initialen Schub der Internationalisierung darstellte. Er erlaubte den Anschluss an die West-Moderne, nachdem man mit sektiererischen Orientierungen an der Kommunistischen Internationale in heilloser Selbstzerfleischung geraten und schließlich bruchgelandet war. Der Import der angloamerikanischen und französischen Theorie machte mit Standards epistemischer Entwicklungen vertraut, die sich weder an Provinzen noch an Nationen hielten. Erstmals konnte, nach Lektüre der Suhrkamp- und Merve-Bände, ein Germanist, der in der Staiger'schen, bestenfalls Dilthey'schen Einfühlungs-Hermeneutik sozialisiert war, sich auf internationalen Konferenzen mit KollegInnen des Auslands austauschen: Denn unterdessen gab es einen, vielleicht überschätzten und öfters auch dogmatisierten Theorie-Kanon, mit dem vertraut zu sein es ermöglichte, in Pisa, Berkeley, Paris oder London sich in die Diskurse und Communities einzubringen. Habermas und der Suhrkamp-Verlag (bevor er die großen Monographien wichtiger Franzosen herausbrachte) repräsentierten dabei die angloamerikanische Wissenschaft, der Merve Verlag die französische Denk-Szene.

Die Topographie des Buches ist umso spannender, als hier nicht nur die Verräumlichung kultureller Prozesse mitvollzogen, sondern gezeigt wird, wie sich Theorien im Raum verteilen, sich in Lebenspraktiken verkörpern, welche Vermittlungs- und Wanderwege und welche Knoten dabei entstehen. Einer dieser Knoten war Merve.

Dabei wird deutlich, dass in den untersuchten Dekaden ein oft vernachlässigter Mechanismus kultureller Dynamik eintrat: Theorie setzte nämlich Inklusions-/Exklusions-Effekte frei, sie wirkte schismatisch und polemogen. Sie funktionierte nicht, wie es Kultursoziologen à la Parsons erwarteten, als Integrationsmechanismus. Im Gegenteil, die in dutzende Varianten aufgesplitterte Theorie dissoziierte die Westberliner soziopolitische Landschaft – bis zu den Fragen, wer mit wem zusammen wohnte, diskutierte, Kneipen und Seminare besuchte, Beziehungen und Freundschaften einging, Solidarität oder Gegnerschaft agierte. Dass Theorie praktisch sein sollte, setzte sich um in Spaltungen. Im Bedürfnis nach Orientierung steckte auch der Wunsch nach Gemeinschaft, die jedoch unterm Beschuss der Theorie-Varianten in verfeindete Bruderschaften zerfiel. Die dogmatischen Identifikationen, die Halt zu geben versprochen, verdeckten die darunter grassierende Anomie, die vielleicht nirgends sich so tumorös in die Szenen und Subjekte hineinfräß wie in West-Berlin. Theorie wurde zudem gnadenlos instrumentalisiert, sei's für den bewaffneten Kampf, sei's für den anarchischen Hedonismus, als man sich den *Anti-Ödipus* reinzog wie eine Droge (und damit durchaus Recht hatte). Von diesen polemogenen Mechanismen der Theorie liest man bei Felsch zu wenig. Die Milde des Nachgeborenen lässt kaum erkennen, dass die konkurrierenden Theorien ein Klima der Verfeindung und des Misstrauens begünstigten. West-Berlin war auch eine harte, ungemütliche, nicht nur kompetitive, sondern feindselige Szene, obwohl es oft nur um den Narzissmus der kleinsten

Differenz ging. Die notorisch zerstrittenen Theorie-Parteiungen waren nur punktuell einig, wenn es gegen einen großen Gegner ging, den Staatsapparat oder den US-Imperialismus. Kaum war die Demo vorbei, ging der Streit um die Theorien weiter.

Vielleicht sollte man die Foucault'sche Theorie der Macht, die von der linken Bewegung aufgegriffen wurde, um die Gegner – Staat, Repressionsapparat und Kapital – zu analysieren, auch auf die Theorie-Bewegungen selbst beziehen. Theorie stürzte ja keineswegs die Macht, und sie war auch nicht mit dem Megatrend des geschichtlichen Werdens verbunden (wie man mit Kosellecks legendärem Buch *Kritik und Krise* glaubte, annehmen zu dürfen). Sondern spätestens Mitte der 70er galt es, sich mit dem Minoritären zu arrangieren, wozu Deleuze/Guattari hilfreiche Stichworte beisteuerten, oder sich auf den Weg durch die Institutionen zu machen mit dem Risiko der Affirmation eben der Strukturen, die zu bekämpfen man angetreten war. Dieser Verdacht darf auch auf die Mervianer oder den SDS ausgedehnt werden: Waren sie, um mit Ibsen zu sprechen, womöglich unfreiwillige »Stützen der Gesellschaft«?

Auch sollte man stärker historisieren, als Felsch es tut. Das Apokalyptische und Messianische flog ja nicht 1966 mit Jacob Taubes in West-Berlin ein, sondern war im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts durch jüdische Intellektuelle wie Rosenzweig, Cohen, Buber, Landauer, Bloch, Scholem, Benjamin, Broch u.a. zu einem bedeutenden Faktor der nicht-akademischen Philosophie – also im Sinne von Felsch: der Theorie und ihrer Lebensstile – geworden. Auch gibt es für die Intellektuellen-Szene nach 1960 mehr Anknüpfungspunkte als die Jung-Hegelianer, von denen Felsch spricht, also etwa die Moralisten und die Jakobiner, in der Weimarer Republik dann die heftigen Kämpfe um Funktion und Aufgabe des Intellektuellen – von Theorien der freischwebenden Intelligenz (Mannheim) über Döblins *Wissen und*

Verändern bis zu den kommunistischen Kritiken an der linksbürgerlichen Intelligenz oder dem weißen Sozialismus. Vieles in den West-Berliner Grabenkämpfen, im Kneipengerede und Seminarstreit, in den öffentlichen Polemiken, siehe Klaus Laermann, und politischen Demonstrationen waren mehr oder weniger bewusste Wiederholungen von Polemiken und Diskursen der Weimarer Republik. Wozu auch der Generationen-Konflikt gehört, der seit dem Expressionismus immer wieder aufgeführt und zu einem starken Motiv im Anti-Faschismus und im Mai '68 wurde (vgl. die konservative, auf den Mai '68 reagierende Interpretation von Mendel 1969).

Und die Ästhetisierung des Diskurses, wie sie Felsch in den 80er Jahren beobachtet: Sie finden

wir auch heute, wo die Kunstszene im Vergleich zu den akademischen Wissenschaften ein Vielfaches an Lust, Partizipation, *community*, Szene (und Kapital) bietet. Auch scheinen heute die »Großen Erzählungen«, die von der Dekonstruktion unwiederbringlich erledigt waren, wieder aufzuerstehen, etwa in der Anrufung des Anthropozän: Wohl selten wurde »die Menschheit« mit mehr Pathos zur apokalyptischen oder messianischen Macht in die 4,5 Milliarden Jahre der Erd-Geschichte eingeschrieben als hier. So hat Felsch viel Recht auf seiner Seite, wenn er viele der im West-Berliner Brennglas beobachteten Phänomene heute wiederkehren sieht.

Sichere Distanz – kritische Nähe

Karin Harrasser

In seinem Eingangsstatement bezeichnet Philipp Felsch seinen Zugang zum Milieu der Theorie rund um den Merve Verlag als »ethnographische Verfremdung«, oder, mit Franco Moretti, als »*distant reading*«. Und in der Tat, bei der Lektüre seines Buchs erschien mir, die ich der Generation des Autors zurechenbar bin, der Gegenstand sehr fern. Der Gestus mutet aber keineswegs verfremdend an, etwa in einem brechtianischen Sinn, der darunter versteht, den Gegenstand so zu rahmen und zu rekonstruieren, dass er für den Betrachter/ die Betrachterin schockhaft seine Voraussetzungen preisgibt. Vielmehr schlich sich während der Lektüre ein Gefühl ein, das man in Prä-Facebook-Zeiten beim Durchblättern von Fotoalben oder den eigenen alten Tagebüchern hatte: eine Mischung aus

leichtem Staunen, peinlichem Berührtsein und nostalgischem Nachsinnen. Wie kann sich so ein *feeling* einstellen? Felsch gibt ja, obwohl der Anekdote zugeneigt, in keinem Moment vor, ein Zeitzeuge zu sein, dabei gewesen zu sein. Er macht vielmehr, insofern Helmut Lethens *Suche nach dem Handorakel* (2012) ähnlich, Zeitgeschichte als Geschichte von Lektüren. Nur sind es über weite Strecken – das kann auch gar nicht anders sein – keine zeitgenössischen, keine passionierten und später enttäuschten Lektüren. Während in Lethens Schilderungen, trotz der Wahl von Tonlage und Genre, nämlich der lakonische Bericht, immer wieder einmal aufblitzt, dass die Frage nach der richtigen Theorie nicht immer so entspannt verhandelbar war, blendet Felsch das, was Thomas Edlinger in seinem aktuellen

Buch den »wunden Punkt« nennt, elegant aus. Ich meine damit solche Probleme, die tendenziell eine schmerzvolle Ratlosigkeit verursachen. Für den Untersuchungszeitraum sind das Gewaltphänomene vielerlei Art, die in der Nachkriegszeit sukzessive politisiert worden sind: der Holocaust, die Gulags, die vielen Kolonialkriege, aber auch die strukturelle Gewalt im westdeutschen Alltag: Faschismen, Rassismen, Machismen. Man muss nicht beken- nender (Neo-)Marxist oder Poststrukturalist sein, um sich ein wenig näher an den Glutkern bzw. die verschiedenen Glutkerne heranzuwagen, die es im Sommer der Theorie zwingend notwendig erscheinen ließen, Theorie zu betreiben, weil man ihnen mit Alltagspragmatik, *good old humanism* oder den verfügbaren Formen von Sozial- und Wirtschaftspolitik nicht gewachsen schien. Theorie muss nicht unbedingt dem Odem des Weltgeists entsteigen, sie wurde auch deshalb geschätzt, und ja: vielleicht überschätzt, weil die intellektuellen Mittel sich als unzureichend erwiesen, um solcherart verwickelte Problemlagen zu verstehen.

Zurück zur Methode und der Ethnographie im Ausdruck »ethnographische Verfremdung«. Sie wird, etwa in Herbert Rosendorfers *Briefen in die chinesische Vergangenheit* (1983) oder in der Mockumentary *Das Fest des Huhnes* (Walter Wippersberg 1992), dazu eingesetzt, die eigene Kultur in einem anderen Licht erscheinen zu lassen. Was wäre in Philipp Felschs Unternehmen aber die »Kultur«, die durch die Konfrontation mit einem Blick von außen »verfremdet« würde? Geht es um die gegenwärtige, publizistisch-intellektuelle Kultur, die durch ihre Vergangenheit verfremdet wird? Die Idee wäre dann also, durch die Schilderung der Lektorenrevolte und deren Niederschlagung mit Hilfe der Theorie die aktuelle Lage zu kritisieren, in der ein solcher Vorgang tatsächlich eher unwahrscheinlich ist. Wenn das die Strategie ist, geht der Einsatz, die entscheidende Differenz im Niedergang

der Theorie zu sehen, nicht auf. Für den himmelhohen Unterschied zwischen 1968 und heute spielt das mangelnde Theoriebewusstsein der VerlegerInnen, AutorInnen und LektorInnen wahrscheinlich nur eine kleine Rolle. Viel ausschlaggebender für das Ausbleiben der Revolte sind systematisch prekäre Beschäftigungsverhältnisse, der steigende Druck auf (geisteswissenschaftliche) Verlage u.a. durch die Verkaufsstrukturen (Barsortimenter, Onlinehandel), eine fundamental anders organisierte Öffentlichkeit, ein gewisses *mainstreaming* der Geisteswissenschaften und verschiedene andere Dynamiken, die mit der neoliberalen Überarbeitung des Kultur- und Bildungssektors korreliert sind. All dies sind Faktoren, die zur von Felsch monierten Unattraktivität der *humanities* an US-Universitäten beitragen. Ich würde die These deshalb andersherum formulieren: Nicht die Schlawheit von Theorie ist schuld an der Misere. Der ökonomistisch durchlöcherzte Zustand eines akademisch-aktivistischen Milieus ist zumindest mitverantwortlich dafür, dass Theorie nicht länger zugetraut wird, was ihr einmal an Aufklärungs- und Erlösungspotenzial zugeschrieben worden ist. Ein Blick über den anglo-europäischen Tellerrand hinaus fördert deshalb auch anderes zu Tage: Wer sich beispielsweise im studentisch-künstlerischen Milieu der Protestkulturen Südamerikas umhört, wird viel Theorie finden (z.B. bei CUDS Chile). Aufregende, inspirierende, manchmal überdrehte, aber in ihrer sozialen Gebrauchsweise schlüssig situierte Theorie, die kaum je ins Englische oder Deutsche übersetzt werden wird, die aber – ähnlich wie die sommerliche Theorie – als Katalysator fungiert; oder auch: als Übersetzerin zwischen universitären, künstlerischen und aktivistischen Agenden. Ähnliches ließe sich hierzulande über Queer-, Gender- und Migrationsnetzwerke (z.B. kritnet, maiz) sagen, für die Theorie alles andere als ergraut, sondern Teil ihres alltäglichen Geschäfts ist.

Eine der Thesen Felschs ist es, dass die Theorie ihre letzte Zuflucht in den Schönen Künsten gefunden hätte. Schon die Wortwahl scheint mir ver-räterisch. Denn gar so »schön« sind die visuellen Künste nicht mehr. Es sei hier stellvertretend an die Debatte zur Avantgarde als Scharnier zur Überführung von Kunst in Leben erinnert, an die Konzeptkunst, an die Vielzahl von sich als eingreifend und experimentell verstehenden KünstlerInnen. Selbst im Fallbeispiel Felschs (die Zusammenarbeit von Merve mit Martin Kippenberger) ging das Interesse an Theorie gerade mit einem Bewegungsimpuls *aus dem whitecube hinaus* einher. Es war ein Interesse an forschenden, aktivistischen und unternehmerischen Strategien, das die Allianz stiftete. Insofern scheint schon die Kapitelbezeichnung (»Into the White Cube«) missverständlich. Hier wird – so scheint mir – rückblickend eine Linie konstruiert, die zwar aus der gegenwärtigen Perspektive schlüssig ist (Kippenberger ist *post mortem* zurück in den *white cube* transferiert worden), aber die damaligen Energien und Problemlagen werden gerade nicht adressiert. Bücher machen und Kneipen eröffnen, das waren nicht nur Spielarten des Antiakademismus, sondern auch Versuche einer Minimalform von Politik, die darin besteht, »nicht dermaßen regiert zu werden«, wie das Michel Foucault in *Was ist Kritik?* (1992) formuliert hat. Dass inzwischen das SO36 als Aktivposten des Stadtmarketings fungiert und Merve die Suche nach philosophischen Schlagworten eines gut geölten kuratorischen Kunstbetriebs bedient, ändert nichts an dem Umstand, dass es das nicht war, was für die damaligen Akteure auf dem Spiel stand.

Statt einer sicheren Distanz hätte ich mir mehr kritische Nähe gewünscht. Man kann für eine solche Methode die Ethnologie befragen, könnte aber auch bei einem kulturwissenschaftlichen Historiker in die Lehre gehen, nämlich bei Siegfried Kracauer, der die Hadesfahrt des historischen Arbeitens als einen

intimen Dialog zwischen Gegenwartsinteressen und vergangenen Problemlagen begreift. Im Vorraum namens Geschichte tätig zu sein, sei, so sagt er in *Geschichte. Vor den letzten Dingen* (posthum 1969), die Suche nach den *lost causes*. Das meint nicht nur die verlorenen Glieder in einer Kausalkette, sondern *causes* meint auch – durchaus in einem juristischen Sinn – die verlorenen Prozesse: Auch und gerade das aufzuspüren, was aus der Gegenwart heraus unkenntlich geworden ist, auch und gerade die Hoffnungen, die inzwischen unverständlich geworden sind, der Lächerlichkeit anheimgefallen sind, darum müsste es doch gehen.

Nur so lassen sich die Bruchstücke der Vergangenheit so arrangieren, dass sie eine Chance auf Zukunft haben. Dser Verlust des Wahrheitsprivilegs der Theorie wäre durch die Linse von Kracauers schwachem Messianismus kein Verlust, sondern eine Chance, galt doch sein ganzes Bestreben, die Kreisläufe zwischen Erfahrung und Abstraktion zu verengen. Das hat ihm zwar den ambivalenten Titel »wunderlicher Realist« seitens Theodor W. Adorno eingetragen. Dem kritischen Projekt der 1920er Jahre ist er, der in den USA blieb und sein Geschichtsbuch auf Englisch schrieb, damit aber vermutlich treuer geblieben als so mancher Frankfurter oder Berliner Großtheoretiker. Denn sucht man die Anfänge einer Theorie, die sich gleichermaßen auf Alltagspraktiken, künstlerische Artikulationen und ökonomisch-politische Großformationen bezieht und eine aktive Rolle in historischen Umwälzungen sucht, dann landet man bei Benjamin, Brecht, Simmel, Bloch, die prägnante Begriffe für die enge Beziehung zwischen dem Denken und dem Tun gesucht haben. Der schönste unter diesen Begriffen ist vielleicht »plumpes Denken«, den Walter Benjamin in einem Essay über Bert Brecht verwendet. Wer plump denkt, hat – so Benjamin – nicht den Wahrheitsanspruch als solchen aufgegeben, aber der Wahrheitsbegriff hat sich Richtung Wirksam-

keit verschoben: Das Denken muss sich an den hohen Standards der Praxis messen. Gerade weil sich heute die »theoretische Praxis« nicht länger als alles entscheidende Kurbel im Planetarium gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse verstehen kann, sondern

als eine Praxis unter anderen, aber immer noch: als eine Praxis, die einen Unterschied macht, lohnt es weiterhin, sie zu betreiben. Vielleicht kommt so ein Frühling der kleinen Theorie. Ich würde ihn freudig begrüßen.

Unser Theorie-Ding

Rembert Hüser

Tretjakov sagt:

»Solche Bücher wie ›Der Wald‹, ›Das Brot‹, ›Die Kohle‹, ›Der Flachs‹, [...], ›Das Papier‹, [...], ›Der Betrieb‹, [›Das Buch‹, ›Die Theorie‹, ›Der Verlag‹; Anm. R.H.] sind noch nicht geschrieben. Wir brauchen sie – und wirklich zufriedenstellend können sie nur mit den Methoden der Biographie des Dings geschrieben werden« (Tretjakov 1982 [1929]: 84).

Romane sind es. Die uns aus dem Tritt bringen und verunsichern, weil ihre Perspektive neu ist. Was wir aus dem Effeff kennen, von klein auf herbeten können, ist die Geschichte der individuellen Helden. Die großen Geister des Betriebs. Jetzt sehen wir, AkademikerarbeiterInnen einer bestimmten Generation, plötzlich in einem Buch die Bücher aus unseren Regalen über das Fließband rollen. Und damit zugleich auch verschiedene Abschnitte der Geschichte unserer Emotionen und formativen Jahre, »die soziale Bedeutung der Emotion nach ihrer Auswirkung auf das entstehende Ding« (Tretjakov 1982 [1929]: 84). Wie hätte das *Buch der Könige* noch um ein Haar gesagt? Das Buch spielt nicht nur ab, es nimmt auch auf (Theweleit 1988: 377). Gele-

sen haben wir die Genannten fast alle. Lieb oder mal lieb gehabt. Die vielen Titel des Merve Verlages, mit ihren herausfallenden Seiten und nervigen Vorunterstreichungen – nee, das machen wir doch lieber selbst –, liegen plötzlich platt vor unseren Augen und werden durchgespult.

»Die Menschen treten vom Rand des Fließbandes an das Ding heran. Jeder Abschnitt führt andere Gruppen von Menschen heran. Auch eine große Anzahl von ihnen kann sehr weit verfolgt werden, ohne daß das die Proportionen der Erzählung zerstört. Sie kommen mit dem Ding gerade mit ihrer sozialen Seite, mit ihren Produktionsgewohnheiten in Berührung, wobei das Moment der Konsumtion in dieser Reihe nur den letzten Teil einnimmt. [...] Die individuell spezifischen Momente in der Biographie des Menschen entfallen, die privaten Buckel und Epilepsien, dafür aber treten die Berufskrankheiten und sozialen Neurosen der gegebenen Gruppe außerordentlich plastisch hervor« (Tretjakov 1982 [1929]: 83f.).

Nun kann der lange Sommer der Berufskrankheiten nicht einfach im gesunden Menschenverstand en-

den. Das wäre dann doch zu enttäuschend. Ja, ja, die Engländer haben sich nicht verrückt machen lassen, ist nicht die Pointe dieses präzisen und witzigen Buches. Auch nicht, dass es am Ende womöglich einen ›nüchternen‹ Gewinner gibt (Systemtheorie). Es gibt ihn nicht. Richtig ist, dass, wie es in einer sehr kurzen Einführung der Oxford University Press bei Habermas' Gewährsmann für die Erklärung von Merve-Taschenbüchern heißt: »the main effect of theory is the disputing of common sense« (Culler 1997: 4). Darin sind sich alle einig, die in dieser Geschichte auftauchen: von Kant bis Marx, von Adorno bis Habermas, Taubes und Luhmann, Foucault und Derrida bis Baudrillard und Blumenberg. Die Engländer wie die Franzosen (so unsinnig derartige Zuordnungen auch sind; vgl. Link 1990: 123-136). Konzepte sind nicht natürlich. Und von dieser Aufgabe, diesem Nachweis, rückt auch niemand ab. Und so wird dann auch genau das in den Texten entsprechend (und rhetorisch unterschiedlich) markiert. Theorie entscheidet sich in der Schreibweise ihrer Unterscheidungen. Vom Wetter redet *Der lange Sommer der Theorie* nicht. Der Vorwurf eines grundlegenden Pessimismus, ein Beobachten der Theorie zu fortgerückter Stunde, wenn die Tage langsam dunkel werden, huch, jetzt sind wir schon im Herbst angelangt, verfehlt das Argument. Die Metapher der Jahreszeit läuft nicht auf Anfang und Ende, Untergangsszenarien, Blüte und Verfall hinaus, sondern auf Zyklisch. Im neuen Jahr, unter leicht verschobenen Bedingungen, kann man sich sicher sein, wird es wieder von Neuem losgehen. Man wird weiter über die Auswirkungen der einzelnen Operationen nachdenken. Und wieder genau hier und woanders sein. Ohne geht es nicht. Sobald man ein Buch als Buch identifiziert, ist bereits Theorie im Spiel. Theorie wird zu ›Theorie‹ wenn man sich das klar macht.

Es besteht demnach kein Grund zu verzweifeln. Die Theorie hat es momentan schwer, der Hype ist

weg, sie aber nicht und das kann sie auch gar nicht. Der lange Sommer war dieses Jahr. Eine zentrale Beobachtung von 2015. Die auf die Mechanismen von Theorie abzielt, die diese erst möglich macht. Und deshalb in Zukunft wichtig ist. Mit Blick auf Tretjakovs Biographie des Merve-Dings hätte man das Buch somit auch »Das lange Förderband der Theorie« nennen können. Das würde auch deutlich machen, wie sich das Buch von dem Titel absetzt, auf den es anspielt. Zentral sind eben nicht »Leben und Tod« des spanischen Metallbauers Buenaventura Durruti,

»Durutti sprang auf und bot zwanzig Peseten für die Rotationspresse. Das war natürlich soviel wie nichts. Die Geschäftsleute sprangen auf und schrien: ›Tausend Peseten!‹ Aber kaum hatte der erste sein Angebot gemacht, da spürte er schon etwas Kaltes, Stählernes zwischen den Rippen, und er zog natürlich schleunigst sein Gebot zurück. [...] Zwischen damals und heute, das ist gar kein Vergleich. Was wir hier in Paris machen, in der Druckerei des CNT im Exil, das ist ja ganz kleinkariert. Da fehlt es hinten und vorne. [...] Aber heute arbeiten wir ja legal, und legal arbeiten, heißt, mit Schrott arbeiten. Ja, wenn wir einen Durutti [...] hätten, dann wäre eine neue Druckerei nicht schwer zu kriegen« (Enzensberger 1972: 93).

Nein, der Heroismus der großen Druckereibesorger ist hier und heute nicht mehr Angelpunkt und Drehmoment. Peter Gente, Merve Lowien und Heidi Paris sind nicht heroisch. »Die Menschen auf beiden Seiten des Fließbandes« (Tretjakov 1982 [1929]: 84) sind Teil der Freisetzung der verschiedenen Reihen, in die die Erscheinungen eingeschlossen sind (Tretjakov 1982 [1929]: 81). Das Augenmerk liegt auf dem »Ding, das durch das System der Menschen geht« (Tretjakov 1982 [1929]: 84). Oder noch anders

gesagt: »Die Biographie des Dings hat ein ganz außerordentliches Aufnahmevermögen für die Einbeziehung menschlichen Materials« (Tretjakov 1982 [1929]: 83).

Die Kritiker haben Recht, dass *Der lange Sommer der Theorie* nicht so auf Theorie eingeht, wie wir es gewohnt sind. Was die Theorien von Adorno, Foucault und anderen angeht, kann man nach seiner Lektüre ruhig schlafen. Beunruhigend an dieser theoretisch selbst versierten Arbeit ist etwas ganz anderes. Es erfasst nämlich einen zentralen Bestandteil einer jeden Theorie, von dem wir lieber nichts wissen wollen: ihre elementare Großspürigkeit. Unter der Lupe liegt das, was eigentlich an der großen Glocke hängt und täglich läutet: die soziale Seite von Theorie, ihre Gestenproduktion. Theorie, wie sie leibt und lebt und sich (immer wieder) aufbläst. Das im Vergleich zu realisieren tut weh, weil wir merken, dass wir immer mitgemeint sind. »Die Biographie des Dings ist eine sehr nützliche, die Seelen der [Theoretiker] abkühlende Dusche« (Tretjakov 1982 [1929]: 83). Das Auftreten der Theorie war nie durch reinen Problembezug gekennzeichnet. Theorien kommen nicht umhin, sich wichtig zu machen, »im Namen von etwas« zu sprechen: von Institutionen, Disziplinen, Häusern, Traditionen *et cetera*, auch wenn sie das Gegenteil propagieren und daran arbeiten. Beobachtet man nun so ein Haus vom Nikolaus, greift ein Mechanismus, den Erhard Schüttpelz sehr genau beschrieben hat:

»Wer das Haus mit seiner Rede umfassen will, muß sich mit seinen Imponiergesten auch immer selber imponieren, sonst könnte er gar nicht weiterreden. Blendet man das ganze Drumherum aus – die schönen Kerzen, das andächtige Publikum, den feierlichen Anlaß – und konzentriert sich nur auf die Imponiergesten der Redner, die kleinen Abschätzigkeiten, die versteckten Tritte nach unten, die Lust am Monopol – was sieht

man dann? Puren Slapstick« (Schüttpelz 2005: 123).

Auf den Seiten von *Der lange Sommer der Theorie* sieht man ihn immer wieder. Deshalb liest man das Buch auch so gern, auch wenn man immer mal wieder schlucken muss. Das ist der Biographie des Dings oder der Theorie des Operativen geschuldet, die das Buch vertritt, und die die Emotionalitäten in der Theorieanlage und im Theorieeinsatz an ihrem Ort einkreisen kann. Der Durchlauf durch Theorie und seine Erhitzer werden dabei durchaus spöttisch beobachtet. Das geht weit, zuweilen grenzt das Argument an charakterologische Deutungen und kokettiert mit Selbstevidenz, was unnötig ist, Foucault, der auf dem Teppich liegt, nervt beim dritten Mal, aber das sind Kleinigkeiten. Eklatant wird vielmehr in den Reihen gut recherchierter Details auf einmal die Ökonomie der Theorie mit ihrem jeweiligen *branding* im Schlepptau. Der historische Befund der Studie ist simpel: Theorie lässt sich heute nicht mehr so gut verkaufen. Dass sie seit 30 Jahren den Kunstmarkt befeuert, ist dabei nicht so verblüffend, ist der doch weitaus stärker auf die Behauptung von Ereignissen angewiesen als die Universität. Seit die Kunstakademien Universitäten sein wollen, um in die Förderlogik zu rutschen, die die Universitäten dominiert, steckt das Pathos der Theorieproduktion mit ihrem *coining* von Begriffen als dem Versprechen des neuen Ereignisses in der Flut der Drittmittelanträge, dient also vor allem der Hochschulfinanzierung.

Aber wieso jetzt eigentlich Tretjakov? Haben sie den nicht erschossen? Nun, er markiert einen Anfang, der sich gerade wieder einstellt.

»Das Copyright ist nicht erst im elektronischen Zeitalter unter Beschuss geraten. [...] Zu den Gruppen, die den West-Berliner Markt mit Raubdrucken versorgten, gehörte anfangs auch das

Merve-Kollektiv. Neben Althusser und anderen zeitgenössischen Autoren, die die theoretische Avantgarde repräsentierten, stieß die Rotaprint-Maschine, die im Steglitzer Ladenlokal ratterte, auch juristische Fachliteratur und marxistische Klassiker aus – als graues Schrifttum ohne ordentliches Impressum: Karl Korsch, Walter Benjamin, Sergej Tretjakow, Ernst Ottwalt...

[...] Immerhin konnte man von Raubdrucken leben« (Felsch 2015: 76).

Wo Verlage heute nicht mehr so richtig laufen, ist das Theorie-Ding ungebunden, großspurig, unweigerlich schon auf dem Weg woanders hin. Schön wär's, wenn wir es irgendwie flach halten könnten.

The Mighty Quinn

Arnd Wedemeyer

Mit Freud und Leid / verrinnt die Zeit.
 Freddy Quinn: *Heimweh*, 1956

Philipp Felsch hat ein trostloses Buch geschrieben, das seinen Lesern einen Mordspaß bereitet. Warum das so ist, erklärt Ernst Robert Curtius' kunstvolle Überleitung, im Schatten eines Goethe-Zitats, von der Rhetorik zur Topik: »Versuchen wir die Topik zugänglich, wo nicht heiter, darzubieten. Auch sie birgt Menschliches und Göttliches« (Curtius 1954: 89-92). Und wählt das Beispiel der epideiktischen Trostrede, um den topischen Mehrwert jeder noch so inhaltsarmen rhetorischen Tradition darzulegen. Curtius führt aufs Kunstvollste die Monotonie rhetorischer *consolatio* vor, die nicht viel mehr zu bieten hat, als die unendlich fortzusetzenden Minimalvariationen der Einsicht, es hätten immer schon alle Menschen sterben müssen. Die Tatsache, dass die Aufzählung all derer, die dem Tod auch nicht haben entgehen können – Herakles, Cäsar, Hippokrates gar –, den Überlebenden eines frisch Verblichenen wohl kaum jemals echten Trost hat spenden können, hat niemanden davon abgehalten, sich dieses Topos unausgesetzt zu bedienen. Darin

liegt der heitere Mehrwert von Curtius' Darbietung: Selbst noch als die christliche Dogmatik die heidnische Rhetorik längst mit nahrhafteren Tröstungen angereichert zu haben schien, beschied sich das Gros der Trostschriften mit dem schlichten Verweis auf die ganz gemeine Mortalität. Die fruchtbarsten Topoi entwickeln sich für Curtius aus den kärgsten Wiederholungsschemata der Rhetorik. Was Curtius bei seinen Lesern als bekannt voraussetzen kann: Der Faden der sich eben nicht an persönlichem Zuspruch sondern kalten Philosophemen errichtenden Tröstungsliteratur spinnt sich durch Seneca, Boethius, Kierkegaard, Nietzsche fort, durch Kierkegaard auch bis auf Adorno. Die Möglichkeit dessen, was Felsch mit der dem Historiker zustehenden Unverfrorenheit »Theorie« heißt und für beendet, endlich, sterblich erklärt, entstand zu nicht geringen Teilen aufgrund des Abzugs einer wissenschaftlich werden wollenden Philosophie aus dem Tröstungsgeschäft.

Felschs durchaus liebevoller Umgang mit seinem Gegenstand und den aus ihm gelegentlich auftauchenden Individuen kann nicht verkennen lassen, dass er die Tröstungsfunktion der Theorie von 1960 bis 1990 fest im Visier behält. Sprungbrett

in den Tröstungszusammenhang Theorie ist ihm schließlich seine mit Martin Mittelmeier verfasste Arbeit zu Adornos Korrespondenzen mit einer zum Schreien verwirrten Leserschaft. Emblematisch etwa der Dank einer Philosophiestudentin für die erst in persönlicher Begegnung mit Adorno gewonnene Einsicht: »Sie meinten, es sei etwas eigenartig, daß ich gerade bei Ihnen Trost suche, wenn ich finde, daß ›alles so furchtbar‹ sei; ich habe hinterher erst begriffen, daß ich wohl gar nicht Trost suchte, sondern Solidarität in der Trostlosigkeit« (Felsch 2015: 42). Das wäre so auch den *Minima Moralia* zu entnehmen gewesen. Felsch zeigt, wie sich Peter Gente, den schon Heinz Bude als großen bewussten Scheiterer darstellt, über seine Schreibunfähigkeit mit dem Büchermachen hinwegtröstet hat. Und tiefer könnte sich die aus Theoriezusammenhängen auskristallisierende Trostbedürftigkeit nicht einätzen, als in der letzten Begegnung von Heidi Paris und Rainald Goetz, von Letzterem in *loslabern* so knapp wie schmerzhaft ausgelotet (Goetz 2009: 163f.).

Der distanzierte Blick des seine Gegenwart als Dämmerung konfigurierenden Historikers, das weiß man spätestens seit Jacob Burckhardt, hat auf dem Entzug des Trostes zu bestehen. Aber mit diesem Entzug macht es sich Felsch nicht leicht.

Und als Trost sind ihm geblieben /
die Gitarre und das Meer.

Freddy Quinn: *Die Gitarre und das Meer*, 1959

Auf diversen Plattformen der Online-Buchhändler kann man Felschs Buch noch mit dem Titel *Merve oder Was war Theorie* und im kargen Design des Verlags Philo Fine Arts bewundern, der 2014 auch Wolfgang Müllers Buch über die *Subkultur Berlin 1979-1989* veröffentlicht hat – in dem auch Merve eine wichtige Rolle spielt. Noch Felschs letzte cle-

vere Kapitelüberschrift, »Dispositive der Nacht«, scheint auf einen vom Verlagsprogramm erwünschten Synergieeffekt hin konzipiert. Die in Felschs letztendlichem Buchtitel enthaltene Anspielung auf Enzensbergers 1972 erschienenen Roman *Der kurze Sommer der Anarchie* geht über den bloßen Witz hinaus und enthält ein Bekenntnis zu einer Methode: einer collagenhafte Lockerung des eigenen Darstellungsprinzips, auch einer Einbeziehung mündlicher Zeugnisse – all das in Anlehnung an, nicht ungefährlich für einen Historiker, ein Romanexperiment. Enzensberger in seiner ersten Glosse zum Roman:

»Die Geschichte ist eine Erfindung, zu der die Wirklichkeit ihre Materialien liefert. Aber sie ist keine beliebige Erfindung. Das Interesse, das sie erweckt, gründet auf den Interessen derer, die sie erzählen« (Enzensberger 1972: 13).

Einen noch deutlicheren Hinweis auf ebendiese Interessen als das Kokettieren mit Enzensbergers Vorlage gibt Felschs später Verlagswechsel. Denn im Beck Verlag schließlich erschien 2009 Ulrich Raulffs *Kreis ohne Meister. Stefan Georges Nachleben*, das 2010 den Preis der Leipziger Buchmesse gewann, für den letztes Jahr auch Felschs Titel nominiert wurde. In *Kreis ohne Meister* kann man ein auch für Felsch verbindliches Gattungsmodell entdecken. Da gibt es zum einen direkte Überschneidungen: Beide bemühen sich auch um eine Verborgenes entdeckende Geschichte der alten Bundesrepublik; beide entsagen sowohl dem Jubeldiskurs von Westanbindung, Demokratisierung und Verfassungspatriotismus, aber auch einer vermeintlich kritischen Historiographie von Restauration, Wiederbewaffnung und verspäteter Aufarbeitung der Naziverbrechen. Beide Bücher arbeiten dezidiert ideengeschichtlich und zwar auf entschieden undogmatische Weise, wie dies von Ulrich Raulff – wiederum – 2007 im ersten Editorial der von ihm mitgegründete *Zeit-*

schrift für Ideengeschichte postuliert worden war: »In der Mitte des Dorfes der Geisteswissenschaften liegt gleich einer Allmende das grüne Wäldchen der Ideengeschichte, von dem auf seine Weise jeder seiner Anrainer lebt« (Raulff/Schmidt-Glintzer/Seemann 2007: 5). In diesem grünen Wäldchen tummelt sich denn auch Felsch von Anbeginn an: Sein Vorwort verweist auf die Einladung der ZIG, mit der sein Projekt seinen Anfang nahm (vgl. Felsch 2015: 13). Wer die in der der »Insel West-Berlin« gewidmeten Nummer der ZIG die Urzelle von Felschs Buch studiert, wird überrascht feststellen, dass dort das eigentliche Archiv- und sogar Bildmaterial des Buches bereits nahezu vollständig präsentiert ist (vgl. Felsch 2008). Und hier hebt die zweite gattungsrelevante Gemeinsamkeit mit Raulffs *Kreis ohne Meister* an: Beides sind Sachbücher, die ihren enormen Erfolg keiner Überschneidung mit den Frontseiten der Tageszeitungen, nicht monumentalen Geschichtsentwürfen oder Kanonkonstruktionen zu verdanken haben, sondern ihn sich trotz ihrer zunächst entlegenen erscheinenden Gegenstände (eine posthume Biografie Georges; die Geschichte eines Kleinstverlages) erstreiten müssen. Sie tun dies, indem sie das Sachbuch neu konfigurieren als eine Inszenierung, als Endresultat eines medienübergreifenden Vorlaufs. Raulffs 2009 erschienenem Buch war 2007 eine absurde Diskussion über die Eignung eines US-amerikanischen Schauspielers zum Stauffenberg vorausgegangen (samt Wortmeldung eines Oscar-Preisträgers: »Deutschlands Hoffnung heißt Tom Cruise«), unmittelbar daran anschließend ein Vorabdruck einer sehr mäßigen Biographie Stefan Georges. Absurde Hyperbeln vom Herausgeber der FAZ, die lange Jahre auch Raulff zu ihren Redakteuren, dann gar Ressortleitern zählte: »Georges Werk ist gegen das Vergessen immunisiert wie vielleicht kein anderes« (Schirmmacher 2007).

Ähnliche Zutragedienste sind auch dem Anrainer Felsch zuteil geworden. Etwa 2011 – drei

Jahre nach der Präsentation seiner Ergebnisse in der ZIG – die ebenfalls etwas inflationäre Versicherung des *Merkur*, die archivierten 40 Kisten Merve-Archiv seien »eine Wunderkammer der Geistesgeschichte der alten Bundesrepublik« (Birnstiel 2011: 375). Schließlich aber auch – und hier verzahnen sich Raulff und Felsch ein weiteres Mal – durch die Veröffentlichung von Raulffs kleinem Memoirenbüchlein *Wiedersehen mit den Siebzigern*, das voll der Resonanzen mit Felschs Buch ist:

»Heute zieht man verwunderte Blicke auf sich, wenn man zu schildern versucht, mit welch heiligem Ernst, aber auch welcher Lust man sich auf alles stürzte, was nach Theorie aussah« (Raulff 2014: 155).

Wer wollte Klage führen, dass historische Sachbücher gelernt haben, nicht länger nur einen in akademischer Solidität gründenden Wissensstand zu popularisieren, sondern sich ein Publikum für nicht wissenschaftlich sanktionierte Raubzüge schon vor ihrer Veröffentlichung zu erstreiten? Selbst wenn es dazu einer Hilfestellung, einer Aufmerksamkeitslenkung, eines Kartells selbst bedürfte... *It takes a village!* Solange so treffliche Titel wie die von Raulff und Felsch dabei herauskommen! Es mag bei der Diagnose bleiben, es sei eine Gattung im Entstehen begriffen, die des wehrhaften Sachbuchs. Die ZIG trat an, »die Geisteswissenschaften aus der falschen Alternative von Feuilleton und Fachorgan« zu befreien (Raulff/Schmidt-Glintzer/Seemann 2007: 5). Gemeint war ein Medienverbund, der aus dem Archiv durch den *Merkur* bis in die Feuilletonredaktionen reicht, oft ohne Umweg über die Universität. Wer auch immer an der Hegung der Allmende Ideengeschichte mitgewirkt haben mag und darüber entscheidet, wer zu der an ihrem Reichtum teilhabenden Dorfgemeinschaft zählen darf, das Buch ihres Anrainers Felsch macht einen entstellenden

Zug sichtbar: Die erste Nummer der ZIG hatte 15 Autoren, darunter keine Frau. Der *Merkur* schafft es heute noch, eine Nummer aus dutzend und mehr Beiträgen zusammenzustellen, von denen kein einziger von einer Frau rührt.¹ Und auch Felschs Buch geriert sich in dieser Hinsicht durchaus absurd. Merve Lowiens Resümee kurz vor ihrem Ausscheiden aus dem Verlag wird ausgiebig ausgeschlachtet, aber ihre Position als essentialistisch abgetan (vgl. Felsch 2015: 83). In diesem Zusammenhang fällt ein holzschnittartiges und zudem seltsam irriges Wort über Hélène Cixous (vgl. Felsch 2015: 83). Luce Irigarays Erscheinen bei Merve 1976, 1977 und 1979 (übersetzt von Heidi Paris und von Eva Meyer) wird mit keinem Wort gewürdigt, auch nicht Julia Kristevas, ebenfalls im Schicksalsjahr 1977. Die auch hier zu vermissende Kontrastfolie Brinkmann & Bose – noch so eine berlinspezifische 80er Jahre-Größe – hätte Felsch die Zusammenhänge von feministischer Theorie und der sich 1978 konstituierenden Berliner Lacan-Schule (Protokollführer Friedrich Kittler) erschließen können.² Im Vergleich zum wortkargen Gente hat Heidi Paris viel hinterlassen (einzusehen auf www.heidi-paris.de), Felsch ignoriert es weitgehend. Es fällt schwer, in diesen Verhältnissen einer allmännlichen Allmende keinen Verblendungszusammenhang, keine männerbündlerische Frauenfeindlichkeit zu erkennen.

Doch wer will weiter nur protestieren, /
bis nichts mehr da ist zum protestieren?

Ihr! Ihr! Ihr!

Freddy Quinn: *Wir*, 1966

Für Boethius hob aller Trost durch die Dame Philosophie mit deren Vertreibung der zwielichtigen Musen an. Felschs These, man habe nun vom Gewand der Philosophie gelassen, »tenuissimis filis subtili artificio indissolubili materia perfectae«,

um wiederum Zuflucht in der unsteten Verwertungsmaschine Kunstwelt (»scaenicae metriculae«) zu suchen, entblößt sich vor diesem blinden Fleck Feminismus ein wenig selbst (Boethius 2005, S. 5). Auch hier hilft der Vergleich von Raulff und Felsch. Beider Reden vom Ende der Theorie meint ja nicht das Verschwinden der Diskurse, sondern zunächst vor allem das der Begeisterung für sie. Auch Felschs feinerer Spitze, womöglich handele es sich bei der großen Marx-Renaissance der letzten Jahre um ein »Retro-Phänomen«, kann man angesichts der spätmaoistischen Treueschwüre und des prometheischen Gehabes im heutigen Merve-Programm durchaus Sympathie entgegenbringen. Doch dieses Augenmerk auf die einstige, nunmehr verlorene, auf die Theorie gebürdete Begeisterung, das heißt Tröstungserwartung, hat seltsame Konsequenzen. Bei Raulff heißt es knapp: »Paris hatte sich der Droge Theorie ergeben« (Raulff 2014). Felsch kann auch verknappen, aber tut dies lieber mit dem Unwort der Generation Spex: Vom »Theoriediskurs, Sound der sechziger Jahre« (Felsch 2015: 34) ist die Rede. Das große Mischpult Merve bringt uns vom »Sound der Dialektik« (Felsch 2015: 13) zum »neuen Merve-Sound« (Felsch 2015: 109).³ Die Bezüge auf Droge und Sound wollen dasselbe sagen und sind diskursanalytisch gesehen von einem ehemaligen Foucault-Übersetzer wie Raulff und einem ehemaligen Foucault-Verschlinger wie Felsch grandiose Unterbelichtungen.⁴ Wie leichtverständlich die Diagnose vom Anschwellen der Theoriebegeisterung auch sein mag, sie berechtigt nicht dazu, den Grund der Theorie im Rausch zu suchen. Dieser subreptive Kunstgriff braucht die Engführung vom Kraftloswerden der Theorie und dem Umsichgreifen politischer Ernüchterung, was im Hinblick auf den Marxismus und seine Erben in gewissen Kreisen durchgehen mag. Eine großzügige Deutung der Meidung des Feminismus: Vielleicht hat Felsch immerhin gespürt, dass die Anwendung dieser Formel

auf die feministische Theorie, aber etwa auch auf die mancherorts durchaus begeisternde *queer theory*, sich als fahrlässig, wenn nicht anstößig entpuppen würde.⁵

Zum Schluss ist dennoch auf dem Mordsspaß zu beharren, den Felschs Buch verströmt und der sichtlich auch beim Schreiben die Feder geführt hat. Diesem überbordenden Vergnügen wohnt ganz natürlich eine Tendenz zur Kakophonie inne, wenn Felsch etwa Schönberg, die Doors und – ausgerechnet – Freddy Quinn zusammenmischt:

»Die Welt ist das System des Grauens«, lautete sein [Adornos] Urteil über die Gegenwart.

Zwei Jahrzehnte vor *Apocalypse Now* hatte das die düstere Wucht von Colonel Kurtz, der eine Schnecke über sein Rasiermesser kriechen lässt. Und im Hintergrund lief im Radio Freddy Quinn« (Felsch 2015: 27).

So etwas wie Trauer um die Theorie (und ihre honorigen Anliegen) wird sich nicht gegen, sondern erst durch, nach oder sogar in diesem Mordsspaß einstellen. Und schließlich konnte Adorno auch bisweilen texten wie ein Freddy Quinn auf dem Rasiermesser: »Denn der Schritt aus Trauer in Trost ist nicht der größte sondern der kleinste« (Adorno 1966: 200).

-
- 1 Zuletzt Heft 794 im Juli 2015. Seither hält man sich strikt an das Token-Modell: eine Frau pro Nummer, das reicht.
 - 2 Vgl. *Der Wunderblock 1* (1978): *Lacan lesen. Ein Symposium*. Zum Verlag Brinkmann & Bose, in dem im Gegensatz zu Merve bibliophil gearbeitet wurde und von Anfang an auch große Bücher verlegt wurden, u.a. von Derrida, Klossowski, Kittler, Ronell: Erich Brinkmann (Hg.) (2011): *B + B: Double Intensity. 30 Jahre Verlag Brinkmann & Bose*, Berlin: Brinkmann & Bose.
 - 3 Dem SPIEGEL gelingt die Verknappung ins Banale: »Diese Texte hatten einen Sound« (Philipp

Felsch (2015): »Geschichte der Theoriebegeisterung. Die Kinder von Suhrkamp und Merve. Ein Interview von Maren Keller«. In: SPIEGEL ONLINE, 11.3.2015, <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/philipp-felsch-lange-sommer-der-theorie-adorno-foucault-a-1022724.html> (03.11.2015)).

- 4 Das Bekenntnis, sich »wie verrückt durch sein [Foucaults] Gesamtwerk« gelesen zu haben, findet sich in Felschs SPIEGEL-Gespräch (vgl. Fußnote 3).
- 5 Man ist fast versucht, auch noch das wenig Begründung findende Enddatum 1990 als Abschlussfigur zu lesen: 1991 erschien Butlers *Das Unbehagen der Geschlechter* bei Suhrkamp.

Was wir machen, wenn wir Theorie machen

Philipp Felsch

Kann man so über Theorie schreiben? Darf man das? Und worüber schreibt man dann eigentlich genau? Wie die voranstehenden Repliken deutlich machen, besteht der strittige Punkt meines Buches weniger in seinem historischen Narrativ oder in der Auswahl bestimmter Theoriemotive. Der strittige Punkt besteht – ganz grundsätzlich – in seiner Gegenstandskonstitution. Für Karin Harrasser bringt diese Gegenstandskonstitution keine erhellende Verfremdung, sondern nostalgisches oder sogar mokantes Ungefähr mit sich. Worin besteht aber die »kritische Nähe«, für die sie anstatt der Distanz plädiert? Sie besteht, wenn ich richtig sehe, in der Apologie einer bestimmten theoretischen Haltung, die sich auf Siegfried Kracauer und Walter Benjamin beruft: nicht stark, sondern schwach messianisch denken und die Praxis als Wahrheitskriterium der Theorie ansehen. Das ist eine ebenso kluge wie angenehme Position. Doch betrachte ich sie als Teil meines Gegenstandsbereichs. Wer sie sich zu eigen macht, ist ins Spiel der Theorien eingestiegen. Dann fallen aber zwangsläufig ganz andere Beobachtungen an. Dass Theorie – genau wie Kunst – den Anspruch hegt, »eine aktive Rolle in historischen Umwälzungen« zu spielen, dass sie »Minimalformen von Politik« konstituieren oder Teil einer »theoretischen Praxis« sein kann: Diese längst zum Normalbetrieb unserer Theorieproduktion gehörenden Prämissen und Positionen sollten nicht als gegeben vorausgesetzt, sondern zum Problem gemacht werden. Was wir machen, wenn wir

Theorie machen: Das ist die Frage, die mich interessiert.

Natürlich geht es dabei auch um einen Profanierungswunsch. Ohne Unbehagen an der »elementaren Großspurigkeit« und den »Imponiergesten« der Theorie wäre ich nicht auf die Idee gekommen, eine solche Perspektive einzunehmen. Das hat Rembert Hüser klarer als ich selbst erkannt. Ohne einen Moment von Slapstick, wie er es nennt, kommt das Buch daher wohl tatsächlich nicht aus. In der Theoriemüdigkeit des Jahres 1979 wünschte sich Karl Heinz Bohrer eine »noch zu schreibende blasphemische Komödie über die deutsche Intelligenz« (Bohrer 1979: 664). Nicht, das ich so etwas geliefert hätte. Aber ich gebe zu, dass mir die Idee sympathisch ist.

Arnd Wedemeyer hat dafür kein Verständnis übrig. Dass der Spaß, den die Leser meines Buches seiner Meinung nach empfinden, nichts anderes als ein »Mordsspaß« sein kann, zieht sich wie ein Mantra durch seinen Text. Offenbar wird hier der Theorie Gewalt angetan. Darin erkenne ich genau jene intellektuelle Distinktion, die für die theoretische Praxis – hier in ihrer akademischen Spielart – so charakteristisch ist. Man kann sie ebenso aus Wedemeyers Invektive gegen die »Unverfrorenheit« des Historikers wie aus seiner feinen Unterstellung mangelnder wissenschaftlicher »Solidität« heraus hören. Theorie ist ernst. »Fun ist ein Stahlbad«: Das klang schon in der *Dialektik der Aufklärung* irgendwie präventios. 1982 attestierte Paul de Man den

US-amerikanischen Literaturwissenschaftlern eine »resistance against theory«. Eine Generation später regt sich vor allem in den Literaturwissenschaften Widerstand dagegen, Theorie als historischen Gegenstand neben anderen anzusehen. In diesem Widerstand artikulieren sich nicht zuletzt auch professionelle Interessen. Und ganz nebenbei zeigt er, dass wir nicht nur ins Zeitalter der Historisierung, sondern auch ins Stadium einer neuen Klassikerpflege eingetreten sind.

Schwer wiegt der Vorwurf des Sexismus. Hier trifft Arnd Wedemeyer wirklich einen Punkt. Dass die Frauenbewegung nur am Rand vorkommt, ist eine der Schwächen des Buches. Abgesehen von geschlechterpolitischen Erwägungen stellt das Verhältnis von Theorie und Feminismus nämlich ein wichtiges Kapitel dar. In den frühen 70er Jahren konstituierte sich die Frauenbewegung – im Buch von Merve Lowien verkörpert – ja zunächst über die Absage an einen bestimmten theoretischen Gestus. Die Erkenntnis, dass die zwanzigbändige Suhrkamp-Hegel-Gesamtausgabe nicht nur ein intellektuelles Monument, sondern auch eine Impioniergeste war, um noch mal mit Hüser zu reden, haben wir maßgeblich ihr zu verdanken. Wie sich der Feminismus dann seinerseits mit französischer Theorie auflädt: Diese Geschichte sollte unbedingt geschrieben werden. Das wird aber nur zu einem geringen Teil mit Merve gehen. Zwischen Hélène Cixous' *Weiblichkeit in der Schrift* (dt. 1980) und Nina Powers *Die eindimensionale Frau* (dt. 2011) taucht im Verlagsprogramm kein einziger im engeren Sinne feministischer Titel auf. Gehörten auch Heidi Paris und Peter Gente am Ende zu jenem Komplott, das Wedemeyer in den Machenschaften der *Zeitschrift für Ideengeschichte* und des *Merkur* aufdeckt? Ein Indiz scheint dafür zu sprechen: Kein Geringerer als Ulrich Raulff trieb sich um 1980 ein paar Jahre lang in ihrem intellektuellen Kosmos herum.

Dass Gente die prominentere Position als Paris besetzt, hat zunächst pragmatische Gründe: Mit ihm habe ich noch sprechen können. Außerdem erstreckt sich seine Biografie über den gesamten Zeitraum, der mir für diese Geschichte unerlässlich schien. Vor allem aber ist er mit seiner Lesebegeisterung und seiner Schreibunfähigkeit geeignet, eine Erfahrung zu repräsentieren, die seine ganze Generation betrifft. Ob zu Recht oder Unrecht spielt er in meinem Buch insofern eher die Rolle eines Idealtypus als die eines Individuums. Heidi Paris war für diese Rolle weniger geeignet. Ihr Weg in und durch die Theorie schien mir nämlich viel idiosynkratischer zu sein. Wie Wedemeyer richtig bemerkt, hat auch sie ein Materialkorpus hinterlassen – nicht nur auf der von Marianne Karbe kuratierten Website, sondern auch im Karlsruher Verlagsarchiv. Zum Teil dokumentiert es ihre künstlerischen und literarischen Ambitionen; zum Teil ist es sehr persönlicher Natur. Gestützt auf Tagebucheinträge und Briefe hätte ich von ihren Lebenskrisen erzählen können. Ich habe davon nicht aus frauenfeindlichen Gründen abgesehen.

Auch Gente wird ja nur in Umrissen gezeichnet: keine inneren Konflikte, keine psychologische Entwicklung, kaum das, was eine herkömmliche Biografie ausmacht. Manche Kritiker haben das als Manko festgehalten – zum Teil dieselben, denen im Buch zu wenig Theorie vorkam. Mit Sergej Tretjakov bin ich in Zukunft besser in der Lage, ihnen zu entgegnen, was ich beschreiben wollte: weder die Inhalte noch die Protagonisten, sondern die Effekte, die sich ereignen, wenn die Theorie »durch das System der Menschen geht«. Oder auch, wie Hartmut Böhme sagen würde, die soziale »Lebensform« der Theorie. Das hätte man umfassender, ausgewogener, gerechter machen können. Vor allem müsste man die Geschichte der Theorie über die Zäsur von 1990 hinaus fortschreiben, um jene »neo-kritischen und selbstreflexiven Theorien« in den Blick zu kriegen,

die seit den 90er Jahren »irgendwo auf der Welt« geschrieben (aber nicht mehr unbedingt vom Merve Verlag ins Deutsche übersetzt) werden, wie Diederich Diederichsen bemerkt. Dann würde auch die arg simplifizierende Diagnose von der Kunstwelt als

letzter Zuflucht der Theorie in ihre historische und geografische Perspektive gerückt.

Dank für die genaue Lektüre und die wertvollen Hinweise der Respondenten! Als Autor kann man darüber nur begeistert sein.

Literatur

- ADORNO, Theodor W. (1966): *Kierkegaard. Konstruktion des Ästhetischen*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- BIRNSTIEL, Klaus (2011): »West-Berliner Wunderkammer. Das Archiv des Merve-Verlags kann erschlossen werden«. In: *Merkur* 65: 4, 374-75.
- BLUMENBERG, Hans (1987): *Das Lachen der Thrakerin. Eine Urgeschichte der Theorie*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- BOETHIUS (2005): *De consolatione Philosophiae*, hg. v. Claudio Moreschini, München, Leipzig: Saur.
- BOHRER, Karl Heinz (1968): »Die mißverständene Rebellion«. In: *Merkur* 238, 33-44.
- BOHRER, Karl Heinz (1979): »Die drei Kulturen«. In: *Stichworte zur ›Geistigen Situation der Zeit‹*, Bd. 2, hg. v. Jürgen Habermas, Frankfurt/Main: Suhrkamp, 636-669.
- BOPP, Jörg (1984): »Geliebt und doch gehaßt. Über den Umgang der Studentenbewegung mit Theorie«. In: *Kursbuch* 78, 121-142.
- BRINKMANN, Erich (Hg.) (2011): *B + B: Double Intensity. 30 Jahre Verlag Brinkmann & Bose*, Berlin: Brinkmann & Bose.
- CULLER, Jonathan (1997): *Literary Theory. A Very Short Introduction*, Oxford, New York: Oxford University Press.
- CURTIUS, Ernst Robert (1954): *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, 2. Aufl., Bern: Francke.
- ENZENSBERGER, Hans Magnus (1972): *Der kurze Sommer der Anarchie. Buenaventura Durrutis Leben und Tod. Roman*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- FELSCH, Philipp (2008): »Merves Lachen«. In: *Zeitschrift für Ideengeschichte* II: 4, 11-30.
- FELSCH, Philipp (2015): *Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte. 1960-1990*, München: C.H. Beck.
- FELSCH, Philipp (2015): »Geschichte der Theoriebegeisterung. Die Kinder von Suhrkamp und Merve. Ein Interview von Maren Keller«. In: SPIEGEL ONLINE, 11.3.2015, <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/philipp-felsch-lange-sommer-der-theorie-adorno-foucault-a-1022724.html> (03.11.2015).
- FICHTE, Hubert/GENET, Jean (1981): *Hubert Fichte – Jean Genet*, Frankfurt/Main, Paris: Qumran.
- GOETZ, Rainald (2009): *loslabern*, Berlin: Suhrkamp.
- GUATTARI, Félix (2009): *Les années d'hiver (1980-1985)*, Paris: Les Prairies Ordinaires.
- HIRSCHI, Caspar (2015): »Wer fürchtet noch Kritik?«. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 05.06.2015, <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/geisteswissenschaften/politik-und-dauerkrise-wer-fuerchtet-noch-kritik-13629588.html> (21.09.2015).
- LINK, Jürgen (1990): »›Deutsches‹ vs. ›französisches‹ Denken? Über nationale Markierungen in aktuellen theoretischen Debatten«. In: *Fragmente. Schriftenreihe zur Psychoanalyse* 32/33, 123-136.
- MARQUARD, Odo (1962): »Kant und die Wende zur Ästhetik«. In: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 16, 231-242 und 363-374.
- MENDEL, Gérard (1969): *La Crise de générations: étude sociopsychanalytique*, Paris: Payot.
- RAULFF, Ulrich (2014): *Wiedersehen mit den Siebzigern. Die wilden Jahre des Lesens*, Stuttgart: Klett-Cotta.

- RAULFF, Ulrich/SCHMIDT-GLINTZER, Helwig/SEEMANN, Hellmut Th. (2007): »Einen Anfang machen. Warum wir eine Zeitschrift für Ideengeschichte gründen«. In: *Zeitschrift für Ideengeschichte* I: 1, 4-6.
- SCHIRRMACHER, Frank (2007): »Eine literarische Sensation – Das Geheimnis des Stefan George«. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 03.08.2007, <http://www.faz.net/-gr0-vf3u> (03.11.2015).
- SCHMITT, Carl (1950): *Ex Captivitate Salus*, Köln: Duncker & Humblot.
- SCHÜTTPELZ, Erhard (2005): »Kollege kommt schon«. In: *Ästhetik und Kommunikation* 36 (131), 122-124.
- THEWELEIT, Klaus (1988): *Buch der Könige. Bd. 1: Orpheus und Eurydike*, Frankfurt/Main: Stroemfeld Roter Stern.
- TRETJAKOV, Sergej (1982 [1929]): »Die Biographie des Dings«. In: *Die Arbeit des Schriftstellers. Aufsätze. Reportagen. Porträts*, hg. von Heiner Boehncke, übers. v. Karla Hielscher et al., Reinbek: rowohlt, 81-85.
- UNSELD, Siegfried (2010): *Chronik 1970*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- VOSSKAMP, Wilhelm (1977): »Gattungen als literarisch-soziale Institutionen«. In: *Textsortenlehre – Gattungsgeschichte*, hg. v. Walter Hinck, Heidelberg: Quelle und Meyer, 27-44.